

Erklären oder verstehen?

Versuch einer Verständigung über Homosexualität

von Jens Weizer

»Kein Ding sei wo das Wort gebricht«, lautet eine Gedichtzeile von Stefan George. Auch für das Thema dieses Radioessays* fehlt im öffentlichen Diskurs zunächst einmal ein treffendes und allgemein akzeptiertes Wort. Und das sprachliche Manko ist bereits ein Angebot zum Verschweigen und Verdrängen.

»Kein Ding sei wo das Wort gebricht« – diese Gedichtzeile stammt aus dem Jahr 1919, einer Zeit, als in Deutschland die Chancen für eine »Liberalisierung« des berüchtigten § 175 im republikanischen Aufbruch erstmals wuchsen. Doch schon ein Jahrzehnt später, als 1933 Magnus Hirschfelds »Institut für Sexualforschung«, das unter der Devise »Weder Krankheit noch Verbrechen« gearbeitet und gekämpft hatte, in Flammen aufging, zerbarsten solche Hoffnungen in Schutt und Asche. Es folgte die – wie die Nationalsozialisten es nannten – »Ausmerzung der Entarteten« in den KZs, wo die Häftlinge mit dem »rosa Winkel« in der »Lagerhierarchie« ganz unten standen; und bis heute stehen die Homosexuellen, die das KZ überlebten, auf der untersten Stufe, wenn es um zaghaftes Ansätze einer »Wiedergutmachung« geht. Der rosa Winkel, der inzwischen bei Demonstrationen auf Plakaten und T-Shirts zu sehen ist, mag dazu beitragen, daß dieser schreckliche Aspekt der deutschen Geschichte nicht einfach verdrängt und vergessen wird.

»Kein Ding sei wo das Wort gebricht«. Vielleicht gibt das sprachliche Versagen Anlaß, der Sache um so genauer auf den Grund zu gehen. Vielleicht finden sich dabei Worte des Verstehens: Verstehen weder im Sinne des Scheinwissens, der Vorurteile, noch eines »betroffenen« Entschuldigens. Verstehen vielmehr als vernünftiges Argumentieren aus der Gewißheit der Sache selbst heraus: um so der

* Gesendet unter dem Titel »Ganz anders normal« am 29. Juni 1998 im Süddeutschen Rundfunk.

Sprachlosigkeit, dem Verschweigen und Verheimlichen, mit den Mitteln des Wortes, des »logos«, auf dreifache Weise zu begegnen – nach »innen« (psycho-logisch), nach »außen« (sozio-logisch) und nicht zuletzt auch nach »oben« (theo-logisch).

Denn für jeden ist es überaus wichtig und zu erfahren, wer er zuinnerst ist. Das Gegenteil sind Selbstzweifel, Lebenslügen und Identitätskrisen. Ebenso entscheidend ist es, sich äußern zu können, auch nach außen hin zeigen zu dürfen: Der bin ich! Das Gegenteil sind Duckmäsertum und Heimlichtuerei bis zum geschickt arrangierten Doppelleben. Und schließlich ist es nicht unwichtig, dem je eigenen So-sein, So-leben und So-lieben geistig-geistlich seinen Ort zu geben: in einer Art von philosophischem Sinngeflecht oder einem religiösen Glauben, also einer nicht nur immanenten, sondern einer transzendenten Selbstvergewisserung.

Aus vor-aufgeklärten Zeiten sind im deutschen Sprachraum nur wenige explizite Zeugnisse eines gleichgeschlechtlichen Eros überliefert, kaum mehr als Andeutungen über die »stumme (oder die himmelschreiende) Sünde«. Biblisches, wenngleich kraß mißverstanden, klingt nach in dem Etikett »Sodomie«. In der lange Zeit üblichen Gelehrtensprache Latein war die Rede von der »Sünde contra sextum«, gegen das sechste Gebot also. So blieb es über Jahrhunderte.

Ein Zipfel des Phänomens lüftete sich gelegentlich, etwa zur Barockzeit in der Lebensgeschichte des Musikers Johann Rosenmüller, einem der bedeutendsten Komponisten der Epoche zwischen Heinrich Schütz und Johann Sebastian Bach. Um Rosenmüller hatte es im Jahr 1655 üble Gerüchte gegeben, ein »böses Geschrey«, wie es in den spärlich überlieferten Akten heißt. Wegen »Sodomiterey« und »häßlicher Sünde contra sextum« sollte der bereits zum Leipziger Thomaskantor designierte Musiker zur Rechenschaft gezogen werden. Seiner drohenden Verurteilung entzog er sich durch die Flucht nach Italien. In Venedig fand er eine Anstellung. Der Preis, den Rosenmüller für sein Anderssein bezahlte, war die Ächtung seiner Person und seines Werkes, eine Ächtung, die im übrigen bis heute noch nicht ganz überwunden ist.

Sind dreieinhalb Jahrhunderte später also die Zeiten immer noch nicht vorbei, wo solche Gerüchte einen Menschen beruflich und existentiell vernichten können? Das Thema »Homosexualität« – das ist erst einmal festzuhalten – ist inzwischen sprachfähig geworden und zugleich auch gesellschaftsfähig. Selbstbewußte homosexuelle Männer und lesbische Frauen sind seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts Schritt für Schritt den Weg des Protests und der Emanzipation gegangen, und sie haben dabei Beachtliches erreicht.

Auf die Kriminalisierung und Stigmatisierung während der ersten Nachkriegsjahrzehnte folgten Ansätze zu Toleranz und schließlich zu unbefangener Akzeptanz. Irrationale Feindbilder konnten als Ausgeburten einer vagen Angst vor dem Ande-

ren entlarvt und abgebaut werden; an ihre Stelle traten Erkenntnisse. »Diskretes« Wegschauen wurde abgelöst von der direkten Wahrnehmung ganz normaler, aber eben in ihrem erotischen Kontext »anders normaler« Menschen. Dieser Vorgang verlief jedoch keineswegs reibungslos.

Mancher bezahlte seinen Mut zum »outing« mit dem Verlust des Arbeitsplatzes, während der Kollege nebenan – vielleicht auch der Vorgesetzte –, der in der gleichen Lebenssituation den (nur allzu verständlichen) Weg des geringsten Widerstands wählte, ungeschoren davonkam, zumindest von außen betrachtet. Die inneren Verletzungen solch permanenter Verstellung sind nur schwer zu bilanzieren. Noch immer wird vielerorts im Kontext gleichgeschlechtlicher Liebe »Diskretion« verlangt. Wo aber geht Diskretion in Heimlichtuerei, Feigheit oder gar in psychische Selbstverstümmelung über? Unerträglich wird die Situation spätestens dann, wenn in ein und demselben Milieu unter dem Deckmantel einer bloß verlogenen »Diskretion« alles möglich ist, in Ehrlichkeit und Offenheit dagegen überhaupt nichts; und wenn das alles nur konstruiert wird, damit die Auskunft bei Anfragen von außen weiterhin stereotyp heißen kann: »So etwas gibt es bei uns nicht.« In Frage steht nämlich nicht, wo es überall Homosexuelle gibt – es gibt sie überall! –, die Frage heißt vielmehr: Wo, in welchen Lebensbereichen, können es Menschen unbefangen zulassen, daß es da auch gleichgeschlechtlich Liebende gibt?

Aber nochmals: Vieles hat sich bereits zum besseren gewandelt. Daß die »einfache Homosexualität«, die völlig einvernehmliche Sexualität zwischen zwei erwachsenen Männern also, noch bis 1969 in der damaligen Bundesrepublik strafbar war, erscheint vielen jungen Menschen heutzutage schier unglaublich. Nicht zuletzt an diesem Befremden läßt sich ablesen, was sich in den letzten dreißig Jahren verändert hat. Homosexualität avancierte zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung und zum – zunächst noch durchaus skandalträchtigen – Thema der Medien. Sogar als vielversprechende Zielgruppe wurden die Homosexuellen inzwischen entdeckt, von der Werbung ebenso wie von einigen Parteien. Doch erst 1994 fiel – von der Öffentlichkeit kaum noch bemerkt – jener § 175 des Strafgesetzbuches, und zwar zugunsten einer geschlechtsneutral formulierten Jugendschutzbestimmung.

Diese Entwicklungen färben auch auf die Sprache ab. Wie viele Versuche hatte es gegeben, das zu benennen, vor dem Worte so lange versagten. Vom »dritten Geschlecht« war bereits im 19. Jahrhundert die Rede oder gar von »Urningen«, von den zweideutig-eindeutig diskriminierenden Bezeichnungen einmal ganz zu schweigen. Aber auch sprachliche Neuschöpfungen der vergangenen Jahrzehnte wie »homotrop« oder »homophil« – allesamt zweifellos gut gemeint – konnten sich nicht durchsetzen. Das übergeordnete Stichwort heißt nun »Lebensformen« – und das Bemerkenswerteste an diesem Begriff ist der Plural.

»Homosexuell« ist inzwischen ein Wort, das, etwa in der Verbindung mit »Veranlagung«, weitgehend akzeptiert ist; die wichtigste Eigenbezeichnung der Homosexuellen ist jedoch heute das Wort »schwul«. Dieses ursprünglich diskriminierende Wort von außen (wer will schon in »Schwulitäten« kommen?) haben sich viele Homosexuelle im deutschen Sprachraum angeeignet und haben ihm damit einen neuen Klang und eine neue Bedeutung verliehen: »Schwul«, das meint schwulen Stolz, »gay pride«, kennzeichnet aber auch Solidarität untereinander sowie zwischen Heterosexuellen und Schwulen. »Mein Bruder ist schwul. Ich bin stolz auf ihn« stand vor einigen Jahren auf dem Transparent einer Demo am »Christopher Street Day«, jenem schwulen »Feiertag«, an dem daran erinnert wird, wie sich im Juni 1969 in der New Yorker Christopher Street Homosexuelle erstmals offensiv gegen Polizeischikanen zur Wehr setzten. Mit einer Verspätung von mehr als zwei Jahrhunderten scheint die Absicht der Aufklärung allmählich zu greifen.

Ein eminenter Vertreter dieser philosophischen Bemühung, Immanuel Kant, hat in den Jahren und Jahrzehnten nach 1765 mehrfach Vorlesungen zur Logik gehalten, die dann 1800, vier Jahre vor seinem Tod, auch gedruckt wurden. Aus Kants »Logik« stammt die Dreiteilung menschlichen Fragens in die Bereiche des Wissens, des Tuns und des Hoffens; damit sind zugleich drei Dimensionen der Zeit mitbedacht:

Das Wißbare gehört – streng genommen – immer der bereits abgeschlossenen Vergangenheit an, sonst könnte niemand etwas mit »abschließender« Gewißheit wissen; Handeln heißt das Gebot der Stunde, also der Gegenwart, und das Hoffen richtet sich schließlich gleichsam »von Natur aus« auf die Zukunft. In »weltbürgerlicher Absicht« formuliert Kant: »Das Feld der Philosophie läßt sich auf folgende Fragen bringen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch?« Die vierte Frage, »Was ist der Mensch?«, faßt die ersten drei zusammen; sie ist deren eigentliche Zuspitzung, die an die Wurzel allen Denkens rührt.

Diese philosophischen Fragen Immanuel Kants lassen sich auch auf spezifische Dimensionen des Menschseins anwenden, etwa auf seine Zuneigung, auch insofern sie dem gleichen Geschlecht gilt. Denn der gleichgeschlechtliche Eros ist nichts geringeres als ein Phänomen und ein Aspekt des Menschlichen, der sich kontinuierlich durchhält durch alle Epochen, Regionen und Kulturen. Homosexualität ist eine Spielart menschlicher Zuneigung – so lautet die These.

Doch diese These widmet sich einem Phänomen, das zunächst einmal von seinen negativen »Verkleidungen« befreit werden muß, damit es – im Sinne dieser These – als das verstehbar werden kann, was es wirklich ist: Solche »Verkleidungen« hießen einst »Sünde« und »Verbrechen«, neuere »Verkleidungen« heißen »Krankheit«, »psychisches Defizit« oder ganz unumwunden »Behinderung«; von »Verfüh-

«wider die Natur» war früher oft die Rede, und von angeblichen »Heilungen« sprechen manche noch heute; einigen kommt sogar schon wieder der Vergleich mit Geisteskrankheiten über die Lippen.

Der Generalnenner solcher Verzeichnungen der Homosexualität, das Urteil »wider die Natur« nämlich – bedient sich eines der philosophischen, religiösen und weltanschaulichen Hauptbegriffe: des vieldeutigen Wortes »Natur«.

In früheren Zeiten schien es vielen fraglos gewiß, Natur mit Heterosexualität gleichzusetzen, und es war ihnen wenig bewußt, wie zeitbedingt ihr Urteil war: Die Behauptung der Naturgemäßheit gegengeschlechtlicher Liebe findet sich gleichermaßen in Platons Spätwerk, den »Gesetzen«, und im Römerbrief des Paulus. Und selbst am schwulen Infostand in der Fußgängerzone wird immer noch das Argument »wider die Natur« laut – in markig-männlichen Tonlagen ebenso wie in schrill-weiblichen.

Gegen die Behauptung, Homosexualität sei »wider die Natur«, »contra naturam«, läßt sich nur vernünftig und kritisch die Einsicht vertreten, daß Natur und Homosexualität einander nicht ausschließen, sondern einschließen. Homosexualität ist nichts weniger als eine Variante der Natur, und somit ist sie – gerade in ihrer Verschiedenheit zur Heterosexualität – dieser ebenbürtig und ihr gleichrangig. Die »Natur« erlaubt sich – hier wie in vielen anderen Phänomenen – das Spiel einer ganz normalen Andersheit; es ist allenfalls angemessen, danach zu fragen, warum das so ist. Erstens also Kants Frage: »Was können wir wissen?«

Über das menschliche Phänomen der Homosexualität kann man heute unvergleichlich mehr wissen als zu irgendeiner früheren Zeit – auch zur Zeit Kants, der es sich damals wohl kaum hat vorstellen können, daß seine fundamentalen Fragen nach dem Wissen, dem Tun und dem Hoffen irgendwann einmal im Kontext der Homosexualität gestellt werden würden. Heute weiß man in den Wissenschaften von gleichgeschlechtlichen Aktivitäten im Tierreich; Historiker kennen Hoch- und Tiefzeiten der gleichgeschlechtlichen menschlichen Liebe, Soziologen das Auf und Ab ihrer gesellschaftlichen Akzeptanz; psychologische, soziologische und kulturgeschichtliche Daten und Modelle liegen vor.

Dennoch stößt die Frage nach der Homosexualität, wenn sie grundsätzlich gestellt wird – also als Variante der Kantschen Frage »Was ist der Mensch?« – aus prinzipiellen Gründen an die Grenzen allen Wissens. Waren die Versuche, Homosexualität zu erklären, auch überaus zahlreich, so blieben die plausiblen Resultate bislang eher bescheiden. Läßt man die hinter- oder vordergründige Tendenz beiseite, das Phänomen nicht nur zu erklären, sondern es, wenn es erklärt ist (nach der Devise »Wissen ist Macht!«) auch zu steuern und zu verändern, – läßt man also dieses »Interesse«, das die »Erkenntnisse« oftmals in eine fatale Richtung leitet, ein-

mal beiseite, heißt das ernüchternde Ergebnis: Es gibt bis heute keine auch nur annähernd plausible oder gar allgemein akzeptierte Erklärung der Entstehungsbedingungen von Homosexualität. Aber es gibt eine angemessene Gegenfrage, die nachdenklich stimmen mag: Wer wollte denn in ähnlicher Weise die gegen-geschlechtliche Liebe, die Heterosexualität »erklären«? Worte wie »Condition humaine« oder gar »Geheimnis« drängen sich auf.

Sicher: Es gibt nicht wenige Ansätze des Erklärens. Doch um ihre Tragfähigkeit einzuschätzen, erscheint zunächst einmal die Grundeinsicht wichtig, daß es sich bei ihnen ausnahmslos um Erklärungsversuche nach dem Modell von »Ursache und Wirkung« handelt. Kausale Bezüge werden gesucht und mit mehr oder minder einleuchtenden Gründen auch gefunden – und dennoch: Das Rätsel bleibt ein Rätsel. Die Grunddifferenz der vielen erklärenden Antworten heißt, grob vereinfacht: vererbt oder erworben? Mit den Worten des Anthropologen Volker Sommer geht es um die »Macht der Mütter und der Moleküle«.

Doch diese Erklärungsversuche sind, wie gesagt, begrenzt. Selbst wenn sie zutreffen, also mehr sind als durchsichtige Konstrukte im Zusammenhang ideologischer Behauptungen oder, schlimmer noch, im Dienst menschenverachtender Veränderungsversuche – im derben Volksmund gibt es die quasi-maschinelle Vorstellung einer »Umpolung« – selbst wenn solche Erklärungsversuche mehr sind als das, tragen sie nicht viel bei zur Beantwortung der zweiten Frage aus der Kantschen »Logik«: »Was sollen wir, was soll ich tun?«

Ein Mensch mag seine Begabung zur Mathematik, zum Sport oder zur Musik als persönlichen Reichtum erkennen – oder auch deren Mangel bedauern. Dabei kann er sich an Förderung erinnern oder an deren Fehlen, aber auch an andere Bedingungen, die mit seiner Begabung zusammenhängen, etwa an den Vater, der doch auch schon dieses Talent hatte, oder an die Geschwister ... Niemals aber wird es einem Menschen möglich sein, einen seiner Wesenszüge, eine seiner Begabungen gänzlich in den Griff eines kausalen Erkennens zu bekommen. Dies gelingt weder einem selbst noch jemand anderem, auch dann nicht, wenn derjenige einen noch so gut zu kennen meint. Immer ist ein jeder Mensch sich selbst voraus, und alle Erklärungen hinken hinterher. Selbst wenn die Erklärungen wichtige Spuren des Erkennens legen, entzieht sich ihnen ihr Ziel immer wieder aufs neue. Immer bleiben offene Stellen in dieser nur vermeintlich klaren Rechnung: Warum sind Zwillingsgeschwister so verschieden? Warum schlägt plötzlich einer so aus der »Art«? Denn der wichtigste offene Faktor ist die eigene Freiheit: was ich selbst tue, um der zu werden, der ich bin.

Philosophen gingen einen anderen, einen besseren Weg: nicht den Weg des Erklärens, sondern den des Verstehens. Herausragend unter diesen Verstehens-

versuchen der Homosexualität ist bereits in der Frühzeit des Philosophierens ein vom Mythos inspirierter Gedanke Platons: Platons alter Versuch des Verstehens bedient sich nicht einer kausalen »Rechnung«, sondern der Erzählung eines Mythos: einer Menschen- und Göttergeschichte, die – nach der berühmten Definition des Sallust – niemals war und doch immer ist. Eine gewisse Befindlichkeit, wie sie nun einmal da ist, soll durch die erzählende Inszenierung einer dramatischen Geschichte plausibel gemacht werden. Und zugleich sollen durch die Rückbindung an eine Vergangenheit im tiefen Einst des »Es war einmal ...« Handlungsmöglichkeiten für die Gegenwart erschlossen und Hoffnungsperspektiven für die Zukunft eröffnet werden.

In Platons Mythos, zu finden im Dialog »Symposion«, dem »Gastmahl«, ist von Platons vielzitierte Leibfeindlichkeit rein gar nichts zu spüren. Und auch mit jener schmachttenden Liebe, die später fälschlicherweise seinen Namen tragen sollte, hätte Platon selber sich wohl kaum zufriedengegeben. Sein Konzept des »Eros« als menschlicher Antriebskraft schlechthin ist durchweg leib- und lustfreundlich.

Was Platon mit seinem Mythos zu verstehen geben will, ist eine gewisse Einsicht in die menschliche »Natur«, keine Erklärung, die alle Fragen abschließend beantwortet, sondern eine »Theorie« im wahrsten Sinne des griechischen Wortes »theoría«: eine Betrachtungsweise nämlich, die in die Tiefe eines Phänomens blickt, um seiner Güte, seiner Wahrheit und Schönheit, aber auch seiner Rätselhaftigkeit ansichtig zu werden. Im »Symposion«, einem Kranz von Lobreden auf den geheimnisvollen Halbgott »Eros«, erzählt der Komödiendichter Aristophanes jenen Mythos, auf den die heute antiquiert wirkende Rede vom »dritten Geschlecht« zurückgeht: »Zuerst aber müßt ihr die menschliche Natur und ihre Begebnisse recht kennenlernen. Unsere ehemalige Natur war nämlich nicht dieselbe wie jetzt, sondern eine ganz andere. Denn erstens gab es drei Geschlechter von Menschen, nicht wie jetzt nur zwei, männliches und weibliches, sondern es gab noch ein drittes hinzu, welches das gemeinschaftliche war von diesen beiden, dessen Name auch noch übrig ist, es selbst aber ist verschwunden.«

Diese ursprünglichen Menschen hatten eine Kugelgestalt und nicht weniger als drei Geschlechter: mann-männlich, weib-weiblich und mann-weiblich. Überdies waren sie physisch und intellektuell so gewaltig, daß sie den Himmel erstürmen wollten, um den Göttern gleichsam Konkurrenz zu machen – ein überaus häufiges mythisches Motiv. Die Götter beschlossen daraufhin, diesen Menschen Einhalt zu gebieten und sie allesamt in jeweils zwei Hälften zu zerteilen, »wie wenn man Früchte zerschneidet«. Die Halbierung führte zwar zu der von den Göttern beabsichtigten Schwächung der Menschen, aber sie hatte zugleich eine nicht vorgesehene »erotische« Konsequenz: »Nachdem nun die Gestalt entzweigeschnitten war,

sehnte sich jedes nach seiner andern Hälfte, und so kamen sie zusammen, umfaßten sich mit den Armen und schlangen sich ineinander, und über dem Begehren zusammenzuwachsen, starben sie aus Hunger und sonstiger Fahrlässigkeit, weil sie nichts getrennt voneinander tun wollten.« Daß ihr erotisches Verlangen die Liebenden in den Tod treibt, das wollten nicht einmal die Götter. Deshalb ermöglichen sie den Menschen eine gewisse Erfüllung ihrer Sehnsucht: »... damit in der Umarmung, wenn der Mann eine Frau träfe, sie zugleich erzeugten und Nachkommenschaft entstände, wenn aber ein Mann den andern, sie doch eine Befriedigung hätten durch ihr Zusammensein und sie erquickt sich zu ihren Geschäften wenden und, was sonst zum Leben gehört, besorgen könnten. Von so langem her also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wieder herzustellen, und versucht, aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen.«

Platon deutet den »Eros«, das menschliche Verlangen nach Ergänzung und je größerer und heilerer Einheit, als die Folge einer Entzweiung. Warum wollen zwei eins werden? Weil der Eros ihnen zu verstehen gibt, daß sie schon immer zusammengehören. Und die ursprüngliche dreifach-verschiedene Einheit bietet die Möglichkeit, die drei Weisen des einen »Eros« in ihrer Verschiedenheit zu deuten, ohne sie gegeneinander auf- oder abzuwerten: »Jeder von uns ist also ein Stück, ein ›symbolon‹, von einem Menschen, da wir ja, zerschnitten wie die Schollen, aus einem zwei geworden sind. Also sucht immer jedes sein anderes Stück. Welche Männer nun von einem solchen gemeinschaftlichen ein Schnitt sind, was damals Mannweib hieß, die sind weiberliebend, und die meisten Ehebrecher gehören zu diesem Geschlecht, und so auch, welche Weiber männerliebend sind und ehebrecherisch, die kommen aus diesem Geschlecht. Welche Weiber aber Abschnitte eines Weibes sind, die kümmern sich nicht viel um die Männer, sondern sind mehr den Weibern zugewendet, und die Tribaden kommen aus diesem Geschlecht; die aber Schnitte eines Mannes sind, suchen das Männliche auf und, solange sie noch Knaben sind, lieben sie als Schnittstücke des Mannes die Männer, und bei Männern zu liegen und sich mit ihnen zu umschlingen, ergötzt sie, und dies sind die trefflichsten unter den Knaben und heranwachsenden Jünglingen, weil sie die männlichsten sind von Natur. Einige nennen sie zwar schamlos, aber mit Unrecht.«

Platons mythisch-philosophischer Verstehensversuch des »Eros« ist vielen neueren Erklärungsmodellen weit überlegen, betrachtet er das Thema Sexualität doch von seiner Wurzel her. Dem Phänomen nachdenkend betreibt Platon eine Art mythischer Ursprungsforschung, vielleicht weil er bereits ahnte, daß die Suche nach »konkreten« Ursachen bei der Frage nach dem Warum der sexuellen Präferenzen nicht viel weiterhilft. Bis heute nennen die vermeintlichen »Erklärer« der Homosexualität stets nur einzelne Bedingungen, die bei manchen Schwulen tatsächlich

vorhanden sind, bei anderen wiederum nicht: Familien- und Geschwisterkonstellationen, frühkindliche Einflüsse oder genetische Bedingungen. Platons ganzheitlich-verstehende Sicht der Sexualität als vom »Eros« bewegter Suche nach dem Ganzen ist demgegenüber dem Menschen gemäß.

Der Eros ist nach Platon die Grundfähigkeit des Menschen, mit Interesse auf anderes und auf andere zuzugehen, zu suchen und zu streben und damit auch über sich selbst hinauszuwollen. Platons Einsicht heißt: Alles, was mehr ist als dumpfes Beharren in sich selbst – mehr als »wunschloses Unglück«, um eine Formulierung Peter Handkes zu bemühen – all das verdankt sich dem Eros; unter anderem auch die Sexualität. Platon versteht die Sexualität also vom ihr übergeordneten Eros her: »Erotisch« ist der Mensch in allen seinen Dimensionen, und eine davon ist die Sexualität. Wenn der heute gängige Sprachgebrauch das » Erotische « mit Sexualität identifiziert und so den Begriff des » Erotischen « auf das Sexuelle einschränkt, verfährt er genau umgekehrt: Er beschränkt das Erotische auf das Sexuelle; Platon dagegen hat einen weiten Begriff vom Eros, ohne die Sexualität davon auszugrenzen. Der Eros – als Sohn von Armut und Reichtum – gilt Platon gleichsam als Motor der Grundbefindlichkeit des Menschen, nach etwas streben zu können: konkret nach vielem einzelnen, generell nach Glück und Erfüllung.

Die sehnsüchtige Suche nach der Erfahrung von Einheit in aller Vielheit und Zerstretheit, nach je einem größeren ganzen, ist die Grundsehnsucht des Menschen in all seinen Dimensionen: Sie macht ihn paradoxerweise gerade dadurch reich, daß sie ihn seine Armut spüren läßt. Ohne den aus der Erkenntnis der Armut und der Hoffnung auf Reichtum geborenen »Eros« gäbe es keine religiöse Mystik, keine Philosophie und keine Literatur, aber auch keine Weltwirtschaft und Weltpolitik, und schließlich auch keine sexuelle Zuneigung.

Dabei ist die Suche nach der je größeren Einheit allen Ausprägungen der Sexualität gemeinsam, und niemand hat es willentlich in der Hand zu bestimmen, zu welcher Gruppe er gehören möchte: zu den Heterosexuellen oder den Homosexuellen – oder den Bisexuellen, wie man Platon heute ergänzen darf. Der entscheidende Vorteil des platonischen Mythos ist, daß er den »Eros« insgesamt, in allen seinen Spielarten, vorurteilslos verständlich macht. Platon sucht – durch die Verschiedenheit der sexuellen Prägungen gleichsam hindurchblickend – nach deren Gemeinsamkeit, weil das Gemeinsame das Höhere ist. Im Gegensatz hierzu trennen heute diskriminierende »Erklärer« scharf zwischen Heterosexualität und Homosexualität. Dabei übersehen sie meist, daß auch die Heterosexualität erklärungsbedürftig ist: Unter dem Motto »Das ist doch klar!« betreiben sie ihre »Erklärung« des Schwulseins von vornherein vorurteilsbedingt, nämlich als die Aufklärung von etwas Negativem.

Georg Picht, der Philosoph und Pädagoge, hat das platonische »Gastmahl« sehr genau bedacht und ausgelegt; in seiner großen Heidelberger Platon-Vorlesung vom Wintersemester 1968/69, deren kongenialer Verstehensversuch leider unvollendet geblieben ist, heißt es lapidar zur Rede des Aristophanes: »Das ist die außerhalb jeder Sexualität begründete Erklärung für die drei Typen der Liebe zwischen Menschen.« Georg Picht deutet mit Platon die Natur des Menschen »symbolisch«. Am Schluß seiner Platon-Vorlesung zum »Symposion« stellt er fest: »Das Geheimnis der Rede [des Aristophanes] liegt darin, daß gerade vor dem kosmischen Hintergrund die Menschlichkeit des Eros sichtbar wird. Dieses Geheimnis läßt sich nicht entschlüsseln, man kann es nur betrachten und bestaunen.« Das Geheimnis des Eros betrachten und bestaunen und – so sei hinzugefügt – in den Momenten des Gelingens als Glück erleben!

Für die gleichgeschlechtlich Liebenden heißt das: Sie müssen (mit Platon) darauf bestehen, daß das Schwulsein oder Lesbischsein ihre eigene Natur ist und keineswegs eine Gegen-Natur des Heteroseins. Das *ist zunächst einmal da!* Und, indem es sich körperlich-geistig bewährt, *erweist es sich als gut*. Und wie vieles oder gar alles grundlegend Menschliche *bleibt es geheimnisvoll*. Es gibt keine letztlich schlüssige, alle möglichen Aspekte umfassende Antwort darauf, warum das so ist. Diese sokratische Weisheit des Nichtwissens entlarvt die viel- und besserwisserischen Versuche, das Schwulsein auf irgend etwas zurückzuführen (zu »reduzieren«): auf eine dominante Mutter, den schwachen Vater oder die Gene, also auf die bereits zitierte »Macht der Mütter und der Moleküle«.

Entscheidend ist weiterhin, daß Platon bereits die ethische Dimension mitdenkt, die Kant formuliert als die Frage »Was soll ich tun?«. Was entscheidet letztlich über gut und ungut? Ob der Eros gut ist oder nicht, hat für Platon nichts mit gleichgeschlechtlich oder gegengeschlechtlich zu tun, sondern damit, ob der Eros – mit den Worten Georg Pichts – »... dazu dient, die Seele für ihre höheren Regungen und Möglichkeiten aufzuschließen«: »Der ethische Grundsatz den Platon hier aufstellt, hat seine Gültigkeit, ganz unabhängig davon, ob die Liebe dem gleichen Geschlecht oder dem anderen Geschlecht gilt. Er ist die Basis jener freien Form der Humanität, die Europa den Griechen verdankt.«

In eine etwas andere Sprache übersetzt heißt das: Der Eros ist – die Worte mögen abgegriffen klingen – schön und gut und wahr, wenn er sich bewährt; und gleichwelche Ausprägung des Eros bewährt sich, indem sie vom ganzen Menschen las leib-seelischer Einheit, das heißt als »Person«, frei mitvollzogen wird.

Das entscheidende Stichwort im Kontext der Bewährung des gleichgeschlechtlichen Eros heißt »Fruchtbarkeit«. Manche denken: Weil schwule Partnerschaft nicht auf Kinderzeugung aus ist, sei sie unfruchtbar. Doch das ist ein Irrtum, der bloß

eine Form der heterosexuellen Fruchtbarkeit verabsolutiert und andere Möglichkeiten darüber vergißt – darunter im übrigen auch die frei gewählte Ehelosigkeit, etwa im Rahmen des Mönchtums.

Nein, Fruchtbarkeit ist mehr! Platons Einsicht hieß: Die Fruchtbarkeit des gleichgeschlechtlichen Eros erweist sich etwa in der erzieherischen Begleitung eines Jüngeren durch einen Älteren. Die griechische Knabenliebe war ja eingebunden in ein pädagogisches Konzept. Doch das ist noch nicht der Kern des gleichgeschlechtlichen Eros, denn so verhielten sich auch Heterosexuelle. Die zweite Antwort, die Platon bereits andeutet, bringt die gegenseitige Ergänzung als Frucht des gleichgeschlechtlichen Eros ins Spiel: das »Zusammensein«, das Einander-Ergänzen und gegenseitige Inspirieren als vielgestaltige Alternative zum Alleinsein. Und für heute ist zu ergänzen: die gegenseitige Ergänzung, geistige Bereicherung und das Zusammensein nicht im Halbdunkel des Doppellebens, sondern frei und selbstbewußt. Denn die gleichgeschlechtliche Liebe ist eine Liebe wie jede andere: mit all ihrer Erwartung, Erfüllung und auch ihrer Eifersucht, mit all ihrem Gelingen und ihrem möglichen Scheitern!

Es gibt eine Fülle von Zeugnissen, die das belegen können. Ohne hier eine schwule Ahnengalerie zu eröffnen, darf doch erwähnt werden, daß der Komponist Benjamin Britten und der Sänger Peter Pears ihr Leben miteinander geteilt haben. Ihre Inspiration und Frucht war die Kunst – ähnlich war es wohl bei Michelangelo, bei Shakespeare und bei unzähligen anderen Künstlern.

Der gleichgeschlechtliche Eros bewährt sich aber auch ganz unspektakulär, in dem, »was sonst zum Leben gehört«, wie Platon es formuliert – oft sogar im familiären Bereich. Nicht selten wurden und werden Kinder durch unverheiratete Familienangehörige gefördert und an Eltern Stelle begleitet, wengleich daß auch Fragen aufwirft: Welche Erwartungen stecken dahinter – von seiten der Umgebung und aus dem eigenen Inneren? Muß sich hier jemand etwas beweisen oder sich gar einen Ausgleich schaffen zu dem nicht akzeptierten, einem in sich selbst unverstandenen Schwulsein?

Entscheidendes Kriterium der schwulen Fruchtbarkeit und der Verantwortung ist das Stichwort »Person«. Es geht darum, sich selbst, den anderen und letztlich dem »ganz Anderen« vertrauensvoll als Person zu begegnen. Personsein ermöglicht eine Fülle von Lebensgestaltungen, darunter die schwule Partnerschaft, die heute, im Gegensatz zu früheren Epochen, ehrlich und ohne Verheimlichung gelebt werden kann. Das Spektrum schwuler Beziehungen scheint insgesamt weiter zu sein als das der Heterosexualität. Primitive Schwarzweißmalerei nach dem Motto »hier das heterosexuelle monogame Beziehungsglück – dort die schrankenlose schwule Promiskuität« ist eine grobe Verzerrung der Wirklichkeit. Im gleichge-

schlechtlichen »Konzert« geht es eben auch bei diesem Thema vielstimmig zu. Stabile Zweierbeziehungen sind keineswegs selten, nicht wenige von ihnen dauern Jahre und Jahrzehnte. Aber das ist eben nicht die einzige Form von Beziehungsfruchtbarkeit. Auch das Eingehen kurzfristiger Beziehungen muß – wie zwischen Heterosexuellen – nicht verantwortungs- und gewissenlos sein.

Ein weiterer Aspekt ist das Engagement für Toleranz und Aufklärung. Wie wichtig das ist, hat sich in der Aids-Debatte gezeigt. Viele Homosexuelle gehörten zu den ersten, die weltweit offen über die Risiken gesprochen und angemessenen Schutz vor Aids praktiziert haben. Das kam der Gesellschaft als ganzer zugute, und diese Aids-Aufklärung bewirkte auch ein Stück Aufklärung über die so unterschiedlichen Lebensformen und Ausprägungen der Sexualität.

Dennoch: Der Mehrheit wird Homosexualität immer ein Stück weit fremd bleiben. Das gilt es nüchtern einzusehen, zumal solche Fremdheit niemandem schadet. Ein fieberhaftes Streben nach Akzeptanz um jeden Preis wäre nachgerade verhängnisvoll: Wer kennt nicht den überangepaßten Homosexuellen, der es allen recht machen will und sich vor Nettigkeit schier überschlägt, wer er nur so kompensieren kann, daß er mit sich selbst nicht im klaren ist. Homosexualität ist anders, aber sie bewährt sich sinnvoll – und das heißt auch ethisch verantwortet –, wenn man sie im Gesamtbild der Gesellschaft, in der Lebens- und Arbeitswelt, in den Familien und den Kirchen vorurteilslos wahrnimmt. Ein Moment von Unangepaßtheit, von alternativer Minderheit soll und darf der gleichgeschlechtliche Eros – bei aller Vertrautheit – behalten, nicht zuletzt deshalb, weil das die Aufgabe eines toleranten Umgangs mit allen Minderheiten wachhält. Deren Diskriminierung resultiert aus schwächerer Angst, ihre unvoreingenommene Wahrnehmung ist dagegen ein Zeichen von Stärke. Jeder Mensch kann heute genug über die Homosexualität und ihre spezifische Fruchtbarkeit wissen, um sie zu achten; und alle Menschen wissen mehr als genug über das, was passiert, wenn sie sie ächten, um solche Ächtung deshalb zu unterlassen.

Bereits Platons überlieferter Verstehensversuch ist vielen neueren Erklärungsansätzen gerade darin überlegen, daß er das Wissenwollen unvoreingenommen betreibt und nicht als Legitimation von Vorurteilen. Weil solche Vorurteile das Phänomen des Schwulseins mit etwas ihm Fremdem »umkleiden«, können sie der Sache selbst gar nicht gerecht werden. Nachdem die alten Irrtümer in der Beurteilung der Homosexualität – sie hießen »Sünde« (peccatum), »Verbrechen« (crimen) und »Krankheit« (morbus) – eigentlich längst ausgedient haben, kommen sie doch immer noch und immer wieder in Gestalt von »Vorurteilen light« daher: Aus den Sündern und Kriminellen früherer Epochen sind neuzeitlich zunächst einmal Kranke geworden und schließlich dann Betroffene oder in ihrer Existenz Geminderte – also mit

anderen Worten: Minderwertige. Gegen solches Scheinwissen hilft allein geduldiges, sachliches Argumentieren. Genauso wichtig ist jedoch die unmittelbare Begegnung mit Schwulen, weil sie die Zerrbilder am wirksamsten korrigiert. Die meisten Schwulenhasser kennen keinen Schwulen, lassen es jedenfalls nicht wissentlich zu, einen Homosexuellen zu kennen. In Wirklichkeit kennt natürlich jeder Mensch eine ganze Menge Schwuler, er weiß es nur nicht immer. Doch gerade dieses Inkognito-Schwulsein ist der Nährboden für Vorurteile und Zerrbilder, gleichsam deren Projektionsfläche. Erst wenn an ihre Stelle Menschen aus Fleisch und Blut, Menschen wie du und ich treten, können die Zerrbilder abdanken.

»Was können wir wissen?« hieß die von Immanuel Kant geborgte Frage, die sich mit dem von Platon ins Spiel des Denkens eingebrachten Mythos beantworten läßt. Die Antwort lautet: Die Menschen wissen wenig im Sinne des Erklärens, aber doch genug im Sinne des Verstehens, und gerade darin erweist sich das Phänomen Homosexualität als ein grundlegend menschliches. Es narret seine Erklärer mit seiner Tiefgründigkeit. Und zugleich ist es ein immer neuer Anreiz zu einem Verstehen, das den Rätselcharakter mitbedenkt. Das Erklären will das Erklärte in seine ein für allemal gültige Erklärung einschließen. das Verstehen hingegen öffnet Perspektiven für die Begegnung mit dem Phänomen selbst, mit dem Geheimnis.

Im Gegensatz zum freimütigen Reden Platons im »Symposion« steht die in Europa jahrhundertlang vorherrschende, alleinherrschende und immer noch weit verbreitete Tabuisierung der Homosexualität. Sie hat außer Unglück und Unehrllichkeit wohl kaum etwas erbracht. Speziell unter dem Vorzeichen des Christentums wird sie seit vielen Jahrhunderten praktiziert. Schwules Leben und Lieben gilt für Menschen in kirchlichen und von der Kirche beeinflussten Arbeitsverhältnissen immer noch als Kündigungsgrund. Daß gleichzeitig etwa im Raum der katholischen Kirche vom Hausmeister bis zum Priester alle Facetten schwulen Lebens in der Heimlichkeit des mehr oder weniger geschickt getarnten Doppellebens praktiziert werden, ist ein Schlußstein im morschen Gemäuer kirchlicher Unehrllichkeit und Unglaubwürdigkeit.

Gewissen und Verantwortung sollten auch im Kontext der Homosexualität zu biblisch fundierten Leitbegriffen des kirchlichen Handelns und Denkens werden, und nicht mehr, wie bislang, Angst und Vorurteil. Aber auch in den neuesten katholischen Katechismen kommt, wenn von Homosexualität in überaus entstellender Weise die Rede ist, das Wort »Gewissen« gar nicht vor, ganz im Widerspruch zu den Perspektiven, die sich mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil einmal eröffnet hatten.

Ein Theologe, der dieses Aufbruchphänomen der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts bereits Jahrzehnte zuvor latent vorbereitet hat, Romano Guardini, kann

auf die zweite »weltbürgerliche« Frage Immanuel Kants »Was sollen wir tun?« eine Antwort geben. Im Jahr 1953 veröffentlichte der katholische Religionsphilosoph Romano Guardini unter dem Titel »Die Annahme seiner selbst« eine kleine Schrift, die auch für Schwule unter dem Aspekt der persönlich-religiösen Identitätsfindung sehr hilfreich sein kann. Obwohl Romano Guardini hier nirgends die Homosexualität im Blick hat (nicht einmal die Sexualität generell), stehen seine Gedanken in ihrer spirituellen Tiefe dem platonischen Mythos aus dem »Symposion« kongenial zur Seite. Das, was heute »Coming out« heißt, die schwule Selbstfindung also, wird hier besser getroffen als in irgendeinem anderen Werk – einschließlich der explizit »schwulen Theologie«, die es inzwischen auch gibt. Denn wie könnte man die Selbstfindung, diese lebenslange Aufgabe besser kennzeichnen als mit den Worten, daß ich beständig »unterwegs zu mir« bin, und zwar mit dem Ziel der »Annahme meiner selbst«!

Guardini sieht jeden Menschen als Geschöpf Gottes. Keiner existiert aus eigenem Vermögen, sondern vielmehr als Gottes Geschenk: »Ich habe mich also empfangen«, heißt Guardinis Grundsatz – übrigens ein alter philosophischer Gedanke: Gott allein ist sein eigener Ursprung, ist »causa sui«; der Mensch aber als Gottes Geschöpf und Ebenbild verdankt sich seinem Schöpfer.

Dieses Verdanktsein ist Gabe und Aufgabe zugleich. Die Aufgabe aller Aufgaben, mithin die Grundlage allen Lebenssinnes und gelingenden Daseins, formuliert Guardini so: »Ich soll sein wollen, der ich bin; wirklich ich sein wollen, und nur ich. Ich soll mich in mein Selbst stellen, wie es ist, und die Aufgabe übernehmen, die mir dadurch in der Welt zugewiesen ist.«

Je gefestigter diese Selbst-Identität ist, desto besser gelingen die einzelnen Aufgaben Tag für Tag: »An der Wurzel von allem liegt der Akt, durch den ich mich selbst annehme. Ich soll damit einverstanden sein, der zu sein, der ich bin. Einverstanden, die Eigenschaften zu haben, die ich habe. Einverstanden, in den Grenzen zu stehen, die mir gezogen sind.«

Vielleicht ist dieses Prinzip der »Annahme seiner selbst« sogar noch umfassender als der bekannte philosophische Imperativ: »Erkenne dich selbst!«; denn der kann leicht als einseitig rationaler Akt mißverstanden werden. »Annahme seiner selbst« ist ein Weg, der Verstand und Gefühl gleichermaßen fordert, ist ein lebenslanger Weg zu je eigenen Stimmigkeit. Dieser Weg muß nicht immer geradlinig verlaufen, er kann über viele Umwege und Hindernisse führen – die Hauptsache ist, daß die Richtung stimmt. Wo es dem Homosexuelle jedoch gar nicht gelingt, seinen eigenen Weg einzuschlagen, wo er etwa auf den Wegen der Heterosexualität herumirrt, bleibt er mit sich selbst im unreinen, unzufrieden, ohne Entfaltung seines persönlichen, seines schwulen Talents. Mit Romano Guardini gesprochen:

»Nur von der Annahme seiner selbst führt der Weg in die wirkliche Zukunft – für jeden in seine eigene. Denn als Mensch zu wachsen bedeutet nicht, aus sich hinauszuwollen. Sich sittlich zu verhalten bedeutet nicht, sich aufzugeben. Wir sollen an uns selbst Kritik üben, aber in Loyalität gegen das, was Gott in uns grundgelegt hat.«

Läßt sich die Aufgabe auch des Schwulen in seinem Sosein besser formulieren? Sich erkennen und sich selbst liebend annehmen bedingen einander: Sie bilden die Grundlage für alles Handeln nach außen, etwa für die Beziehungsfähigkeit und für das soziale Verhalten.

Ein Mißverständnis könnte an dieser Stelle lauten: Also muß der Homosexuelle seine Veranlagung wie eine Behinderung tapfer annehmen, tragen und ertragen. Doch gerade hier gilt: »Behindert ist man nicht, behindert wird man.« Schwulsein ist »weder Krankheit noch Verbrechen«, sondern eine Variation des Menschseins. Jede Krankheit schränkt den Kranken ein und läßt ihn früher oder später leiden. Das Schwulsein aber schränkt nicht mehr ein als das Heterosein. Jegliches Leiden daran verschwindet, persönlich wie gesellschaftlich, wenn innere und äußere Freiheit gegeben sind. jeder Schwule, der seine Umgebung offen und ehrlich mit sich selbst konfrontiert, kennt die Frage: »Aber fehlt dir denn nicht etwas, die Ergänzung durch das andere Geschlecht, durch eine Frau ...« Die Antwort kann nur lauten: »Ja. In der Tat fehlt da etwas, genauso wie bei jedem heterosexuellen Menschen die Ergänzung durch das eigene Geschlecht fehlt.« Denn hier gilt im besonderen Maße: »Nobody is perfect.« Gar niemand ist vollkommen.

Das Phänomen Homosexualität läßt sich also in einem Dreischritt verstehen: Homosexualität ist erstens natürlich, ist eine gute Gabe. Zweitens ist sie eine Aufgabe: Das Schwulsein soll und will sich als gut bewähren in seiner je eigenen Fruchtbarkeit. Und drittens bleibt der gleichgeschlechtliche Eros geheimnisvoll, letztlich so unergründbar wie die Heterosexualität, wie alles grundlegend Menschliche. Für schwules Handeln gilt das, was für alles Handeln gilt: Handeln gründet in Haltung. Ist sie aufrecht, wird Handeln sinnvoll; ist sie geduckt und ängstlich, kann aus ihr auch kein fruchtbares Handeln entspringen. Die »Annahme seiner selbst« ist Grundlage jeder Identität und Fundament allen Tuns. Richtschnur im einzelnen können nur Gewissen und Verantwortung sein; denn das Gewissen fordert und bestätigt das Schwulsein als Moment der persönlichen Identität (nach innen), und die Verantwortung weist auf eine Gestaltung im Einklang nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit »den anderen« und letztlich – religiös gesprochen – mit dem »ganz Anderen«.

Gerade für Schwule, denen Religion, Spiritualität und auch die Kirche noch etwas bedeuten, entsteht aus dem Zwiespalt zwischen kirchlicher Doktrin und der

Stimme ihres Gewissens oft ein harter Konflikt. manche verabschieden sich deshalb von der kirchlichen Gemeinschaft, andere bleiben hin- und hergerissen oder suchen nach lebbareren Kompromissen. Die einzig sinnvolle Perspektive besteht jedoch wohl darin, das eigene Gewissen zu prüfen, auch an den Aussagen kirchlicher Lehre – aber dann der glaubwürdigeren Instanz zu folgen. Ein Rat des großen englischen Theologen John Henry Newman kann dabei als Ermutigung dienen: »Wenn ich genötigt wäre, bei den Trinksprüchen nach dem Essen ein Hoch auf die Religion auszubringen (was freilich nicht ganz das Richtige zu sein scheint), dann würde ich trinken – freilich auf den Papst, jedoch zuerst auf das Gewissen und dann erst auf den Papst.«

»Was darf ich hoffen?« Diese dritte Frage aus der Kantschen »Logik« weist aus der Gegenwart in die Zukunft, kennzeichnet den sich deutlich abzeichnenden Scheideweg: Aus den homosexuellen Schleichwegen vergangener Jahrzehnte ist eine immer breitere schwule Straße geworden, die in Richtung einer gewissen gesellschaftlichen Normalität führt, wenngleich bei nicht ganz klaren Sichtverhältnissen. Lauert hinter der nächsten unübersichtlichen Kurve schon wieder die rohe Gewalt? Haben die Schwulen in Deutschland nur eine Verschnaufpause, solange andere Minderheiten wie Ausländer im Visier verblendeter Gewalttäter stehen? Oder, auch diese Befürchtung gibt es, ist die »Normalität« gar eine verführerische Sackgasse, mithin das unspektakuläre Ende schwuler Emanzipation?

Entscheidend ist die hart erkämpfte Möglichkeit zur schwulen Selbstbestimmung mit den Möglichkeiten und in den Grenzen, die für alle gelten. Die Homosexuellen sollten sich jedoch nicht bloß von Unterdrückung und Heimlichtuerei befreien, sondern auch von dem äußeren und inneren Druck zur Uniformität. Warum soll es nicht eine schrille und eine eher stille Szene geben? Warum nicht, um ein Beispiel zu nennen, Schwule, die der bürgerlichen Ehe gar nichts abgewinnen können, und andere, die für sich eine eheähnliche »registrierte Partnerschaft« nach dem Vorbild nordeuropäischer Länder anstreben und für dieses Ziel auch politisch kämpfen? Das homosexuelle, das schwul-lesbische Spektrum ist heute in der Tat so breit und bunt wie der Regenbogen, das wohl unangefochtene schwul-lesbische Hauptsymbol.

Für den Einzelnen geht es um nichts Geringeres als um seine erotische Identität. Und für sie gilt ein doppeltes: Zuerst gilt das, was für jede Form und Spielart von Identität gilt. Sie will errungen und persönlich gefestigt sein, damit sie den Bewährungsproben des täglichen Lebens standhält, ohne zu erstarren, aber auch ohne zu zerfließen.

Und das zweite: Die Identitätsfindung ist »in concreto« für den Schwulen immer noch deutlich schwieriger als für die Heterosexuellen. Immer noch entdecken und erfahren der schwule Mann oder die lesbische Frau ihr Sosein als Andersein: an-

anders als die Norm, anders auch als die eigene Erwartung, anders als der quasi-selbstverständliche Hauptstrang des familiären und gesellschaftlichen Umfeldes. Mit diesem Anderssein muß der Einzelne fertig werden, muß es in seinem individuellen Coming-out-Prozeß, in der Annahme seiner selbst gleichsam »verdauen«, und er muß sich Strategien aneignen, dies seiner Umgebung zu vermitteln. Ansonsten bleibt ein unfertiger Mensch zurück, ebenso angepaßt wie unsicher, ebenso uneindeutig wie unglücklich. Vordergründig angepaßt, hintergründig jedoch auf sein entwürdigendes Doppelleben und letztlich auf eine permanente Lebenslüge angewiesen.

Wie in jedem komplizierteren Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen gibt es dabei entgegengesetzte Kräfte: In der Abwärtsspirale herrscht die Diskriminierung der Homosexualität vor. Sie fordert Verheimlichung und verhindert eine geglättete schwule Identität, die sich auch angstfrei zeigen darf. Ihr wichtigster Nährboden ist die Sprachlosigkeit, die ihre perfide Spitze dann erreicht, wenn dem »Betroffenen« erklärt wird, daß das alles so nur zu seinem Besten geschehe. In diesem System gilt: Es kann nicht sein, was nicht sein darf.

In der Aufwärtsspirale hingegen fördert die mutige Selbstdarstellung den Abbau von Vorurteilen, und der Abbau von Vorurteilen ist wiederum – im Gegenzug – die beste Bedingung für das unbefangene Sich-zeigen-Dürfen. Warum sollen unterschiedliche Lebensformen denn nicht in einer fairen Konkurrenz zueinander stehen? Warum sollte nicht eine Art von »versöhnter Verschiedenheit« denkbar sein, die zur Grundlage hat, daß sich alle zunächst einmal so zeigen, wie sie sind? Wer dabei gleich an Verführung denkt, die Funktion von »Leitbildern« in Feld führt oder gar den massenweisen Auszug von Eheleuten ins schwule oder lesbische Lager befürchtet, der traut seiner eigenen heterosexuellen Lebensform wohl nicht viel zu.

Und zum Stichwort »Verführung« wäre noch anzumerken: Wenn die Entdeckung der Sexualität, die schon beim Kleinkind beginnt, in der Pubertät ihre entscheidende Phase erreicht, ist an der erotischen Prägung nichts mehr zu verändern. Die Frage lautet deshalb nicht: Wer wird schwul oder lesbisch? Die Frage heißt: Wer wird glücklich und wer unglücklich? Wem gelingt es, sein Leben selbstbestimmt und selbstbewußt zu gestalten – und das heißt eben auch als schwules oder lesbisches Leben –, und wer läuft mit Unglücksminne und psychosomatischen Beschwerden durchs Leben?

Der Teufelskreis des Verschweigens und Verdrängens scheint jetzt durchbrochen: Wirken in früheren Generationen nicht selten Priester, Ärzte und Juristen meinungsbildend, die von dem Phänomen des Eros und den Menschen als ganzheitlichen Wesen kaum eine Ahnung hatten, melden sich heute Schwule und Lesben selbst zu Wort – und zwar argumentierend und feierend, eher schrill oder eher

still, aber eindeutig. Und warum kann denn nicht – jenseits des Verschweigens oder Verdrängens – ein Lehrer oder Pfarrer gerade auch in seinem mit sich selbst identischen Schwulsein zum Leitbild für ein ganz normales Anderssein werden und auch für eine gegenseitige Toleranz? Sind es nicht gerade solche Leitbilder, mit denen auch Jugendliche sich auseinandersetzen sollten?

Gleichgeschlechtliche Liebe ist keine Einheitsuniform, sondern so vielfarbig wie der zum schwulen Symbol avancierte Regenbogen. Mancher fühlt sich in einer fast ausschließlich schwulen Umgebung wohl, wie sie die Großstädte bieten. Andere suchen nach einer weniger auffälligen, vielleicht sogar bürgerlichen Existenz. Für die einen ist die Ehe Symbol patriarchalischer Unterdrückung, die abgeschafft gehört, für die anderen ist die Ehe ein persönliches – und darum häufig auch ein gesellschaftliches – Ziel.

Solche Unterschiede müssen in einer toleranten Gesellschaft nicht eingeebnet werden. Sie sind als Spannungen aushaltbar und werden sogar fruchtbar, wenn sie sich in gegenseitigem Respekt artikulieren. Ziele der gleichgeschlechtlichen Liebe sind die persönliche Identität und die gesellschaftliche Emanzipation. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Duckmäsertum, bestrafte Ehrlichkeit und belohnte Unehrlichkeit sind keine Ziele. Ziel für die Gesellschaft kann es nur sein, vorbehaltlos einer Facette der menschlichen Natur zu begegnen, die das Leben in dem Maße bereichert, wie sie akzeptiert wird.

Homosexualität ist also ein Phänomen auf dem Weg: vom vorurteilsbelasteten und ebenso kategorischen wie sprachlosen »Nein« über die Zwischenstufen einer von Vorbehalten begleiteten zögerlichen Zustimmung hin zu seiner unbefangenen Akzeptanz. Diese Akzeptanz ist nicht nur die Hoffnung von Schwulen und Lesben, sondern sie ist auch als Gebot der Aufklärung zu fordern und zu fördern. Das ist mehr als eine wissenschaftliche oder gar abstrakt-philosophische Angelegenheit: Akzeptanz ist wie die Annahme seiner selbst ein Phänomen, das wächst und gedeiht. Dafür braucht es Zeit und guten Willen – und vor allem persönliche Begegnung.

In der Frage »Was ist der Mensch?« faßte Kant seine weltbürgerlichen Fragen zusammen. Vielleicht wird mit diesem Versuch einer Verständigung über Homosexualität ein wenig Licht auf eine Dimension dieser Frage geworfen, auf die Zuneigung des Menschen, auf seinen Eros, sofern er dem gleichen Geschlecht gilt. Allen das Thema vermeintlich erschöpfenden, abschließenden Antworten, allem »Erklären« sollte mit gehöriger Skepsis begegnet werden: Die menschliche »Natur« ist nur an ihrer Oberfläche quasi-naturwissenschaftlich analysierbar, und sezieren läßt sich ohnehin nur Totes. wer in die Tiefe dieses Phänomens gelangen will, muß den Weg des Bedenkens wählen – ein Weg, auf dem nicht alle Fragen Antworten finden, ein Weg, auf dem jede Antwort weitere Fragen aufwirft.

Der gleichgeschlechtliche Eros, die Homosexualität, ist nichts weniger als eine Form, eine Spielart menschlicher Identität. Deshalb gehört sie zum Kern des Menschlichen. Wer das immer noch ignoriert oder – mit welchen Mitteln auch immer – das Schwulsein gar beseitigen will, übt menschliche Gewalt aus. Er trägt bei zur ohnehin schon schlimmen Bilanz der Homophobie, und er setzt sich in blasphemischer Vermessenheit an die Stelle dessen, der die dreifach-eine Ausprägung der Erotik geschaffen hat.

Auch für den Homosexuellen gibt es schlechthin keine Alternative zur »Annahme seiner selbst«, wie Guardini formuliert, wobei die Akzeptanz von innen und die von außen sich gegenseitig bedingen. Wer sich bejaht, kann sich auch zeigen, wie er ist. Und wer Bejahung von außen erfährt, wird in seiner Identität bestärkt. Längst gibt es eine Art von Netzwerk, das psychisch und gesellschaftlich die schwule Identität festigt. Aber es gibt auch immer noch Versuche zu verhindern, daß Menschen zur Annahme ihrer selbst finden.

Im tiefsten Kern des Menschen liegt seine Fähigkeit, über sich hinaus zu wollen; platonisch gesprochen: Der Eros ist die geheimnisvolle Spannung zwischen den beiden Teilen eines entzwei gebrochenen »symbolon«, ist die Triebfeder jeder Vereinigung. Paradoxaerweise kommt der Mensch gerade dadurch zu sich selbst, daß er »transzendierend« aus sich herausgeht. »So ist der Mensch seiner Natur nach [selbst] ein »symbolon«. Er verweist seiner Natur nach über sich hinaus.« Das ist die Interpretation von Georg Picht. Eine der Möglichkeiten dieses Über-sich-selbst-Hinausweisens ist die vom Eros geprägte Sexualität; und eine ihrer Richtungen ist die Homosexualität, das Schwul- oder Lesbischsein. Das hat niemand je ändern können, und auch in Zukunft wird niemand daran etwas ändern.

Die Frage ist nur, wie Menschen als Mitmenschen mit diesem Anderssein umgehen: angstgesteuert und homophob – oder aufgeklärt und offen; nur wenn das Zweite gelingt, kann Homosexualität das sein, was sie ist: eine personal geprägte Lebensform neben anderen, mit all ihren Chancen und Grenzen; eine Lebensform, die sich bewährt in fruchtbarem Gelingen, wenn sie sein darf, was und wie sie ist – und doch ganz anders normal.